

June Johnson Dance Prize 2019

Marion Zurbach (Berner Tanzkollektiv Unplush)

«Tanzen gab meinem Leben einen Sinn»

Als künstlerische Leiterin des Tanzkollektivs Unplush wurden Sie mit dem June Johnson Dance Prize 2019 ausgezeichnet. Hat der Preis in Ihrem Leben etwas verändert?

Ja, vieles! Eine Folge des Preises ist zum Beispiel, dass «Les Promises», das Stück an dem ich gegenwärtig arbeite, von diversen Theatern eingeladen wurde, obwohl es noch nicht fertig ist. Das gab es vorher nicht. Zudem wurde ich von vielen Tänzer*innen kontaktiert, die mit Unplush arbeiten wollen.

Was ist für Sie ein guter Tänzer, eine gute Tänzerin?

Das wollen die Amateure, mit denen ich zusammenarbeite, auch immer wissen. Ich sage ihnen, dass es völlig unwichtig ist, ob jemand technisch verrückte Dinge machen kann. Virtuosität und hohe Sprünge haben mit «gut» nichts zu tun.

Sondern?

Die Tänzer*innen sollten fähig sein, den eigenen Körper zu spüren und ihr Körpergefühl mit der Konzentration und Imagination zu verbinden. Ich fand es manchmal beschämend, dass ein Tänzer anders als ein Schauspieler in der Ausbildung nicht lernt, wie man sich konzentriert oder Emotionen aus dem Innern an die Oberfläche holt. Bodyposition hat mit Konzentration nichts zu tun! Ich erinnere mich, dass ich als Kind während des Ballettrainings immer an andere Dinge dachte. Mein Körper arbeitete im Autopilot. Ich dachte, das müsse so sein. Dass man an der Konzentration und am tänzerischen Fokus arbeiten kann, wusste ich damals nicht.

Sie fanden via Ballett zum Tanz?

Meine Mutter hatte eine Tanzschule...

...Ihre Mutter war Tänzerin?

Keine professionelle. Sie ist nach dem Zweiten Weltkrieg in einer kinderreichen Familie in einem Vorort von Marseille aufgewachsen und hat die Schule für Sportlehrer besucht. Das war die gleiche Ausbildung, die auch Tanzlehrer machten. In einer Tanzcompagnie gearbeitet, hat sie nie. In der Tanzschule, die sie in den 1980er-Jahren eröffnete, wurde nach Cunningham gearbeitet.

Da haben Sie Ihre ersten Tanzschritte gemacht?

Genau. Zum Ballett gezwungen hat sie uns aber nie. Meine vierzehn Jahre ältere Schwester und mein jüngerer Bruder pflegten andere Hobbys. Ich fand im Studio meinen Platz. Ich

fühlte mich da unglaublich gut. Meine Mutter sagt, dass ich geglüht habe vor Glück, wenn ich den Barren berührte. Dass es Leute gibt, die im Leben etwas Anderes machen wollen als tanzen, war für mich unverständlich. Ich hatte als Kind einige Operationen an den Füßen. Abhalten vom Tanzen konnte mich das aber nicht. Tanz gab meinem Leben einen Sinn.

Wann fiel der Entscheid, die Berufslaufbahn einzuschlagen?

Als Neunjährige verliess ich meine Familie, lebte in Marseille in der Nachbarschaft des Ballet de Marseille von Roland Petit, wo ich eine Profiklasse besuchte. Es war eine harte Zeit. Ich hatte keine Kindheit. Aber ich hatte meine Fantasie, in der ich mich austoben konnte.

Später tanzten Sie bei Frédéric Flamand, in der Ecole Rudra von Maurice Béjart und im Bern:Ballett unter Cathy Marston. Was hat Sie am meisten geprägt?

Die Studienjahre. Rudra war eine wichtige Zeit. Hier lernten wir Ballett in Beziehung zu anderen Künsten zu setzen. Das war etwas völlig Neues für mich. Hier lernte ich auch Vittorio Bertolli kennen, der auch bei Unplush ist. Mit Vittorio habe ich unser erstes Stück gemacht, «The show must go», eine Hommage an Jérôme Bel.

Ein Vorbild?

Ja, aber auch Boris Charmatz war für mich wichtig. Und Maguy Marin. Sie war die Heldin meiner Kindheit. Ich würde sie gerne einmal treffen.

Wie erlebten Sie den Sprung vom subventionierten Haus in die Unsicherheit der freien Szene?

Vittorio hat Bern:Ballett ein Jahr vor mir verlassen. Ich hatte Angst, den festen Job aufzugeben. Er sagte «Do it». So habe ich es gewagt. Ich habe den Schritt nie bereut. Erst im Nachhinein habe ich erkannt, wie fremdbestimmt mein Leben bis dahin war. Als Tänzerin im festen Ensemble war ich nie für mich verantwortlich. Alles war durchgeplant, wurde für mich organisiert. Irgendwann wird das Leben redundant. Ich bin überzeugt, dass das ein Grund dafür ist, weshalb viele Tänzer*innen um die Dreissig den Job wechseln. Der Körper wäre noch völlig ok zum Tanzen. Aber es kommt der Moment, wo man als Tänzerin oder Tänzer die Verantwortung für sich selber tragen möchte.

Bern ist Ihr Lebensmittelpunkt geblieben. Hier arbeiten Sie mit Unplush, hier leben Sie, obwohl Sie kein Deutsch sprechen. Warum?

Stimmt, Bern ist unser Ort. Dabei haben wir nicht einmal einen festen Raum für die Proben. Ein eigenes Studio zu haben, wäre ein Luxus. Aber für uns stimmt es so, weil alle Mitglieder von Unplush auch in anderen Projekten weltweit arbeiten. Ich liebe das kulturelle Leben in Bern und bin ein Fan des autonomen Kulturzentrums Reitschule. Die Musiker und Künstler, die da ein- und ausgehen, inspirieren mich. Oft arbeite ich mit ihnen zusammen. Das ist meine künstlerische Vision: Ich möchte ein horizontales Netzwerk stricken frei von Macht und Hierarchien.

Wenn Sie in Auditions Leute auswählen, üben Sie aber auch Macht aus?

Auditions mache ich nie und werde es nie machen. Ich weiss aus Erfahrung, wie sich das anfühlt. Schrecklich. Zudem lernt man in einer Audition niemanden kennen. Ich gehe lieber das Risiko ein, mal einen Fehlentscheid zu machen.

Tanzen Sie selber noch?

Manchmal. Aber ich zeige nie etwas vor. Ich sage auch nie, eine Bewegung sei richtig oder falsch. Mich interessiert die Persönlichkeit der Tanzenden und das, was sie mitbringen. Deshalb arbeiten wir auch ohne Spiegel. Weil man dann in der Bewegungsfindung nicht auf die Ästhetik fixiert ist.

*Welche Erwartungen haben Ihre Tänzer*innen an Sie?*

Unsere Kreationen machen wir gemeinsam. Was uns verbindet ist die Neugier, wir möchten Neues entdecken und uns weiterentwickeln. Und wir möchten das Team fühlen. Es ist wie eine Ersatzfamilie. Die Geborgenheit, die sie gibt, ist uns wichtig, weil wir alle unsere Familien wegen der tänzerischen Ausbildung früh verlassen mussten.

Wie finden Sie Themen, die sich zur Umsetzung in einem Tanzstück eignen?

Aus dem Moment, aus dem Alltag. Gesellschaftspolitische Themen interessieren mich. Das WIE ist mir bei der Umsetzung aber immer wichtiger als das WAS. In «Posh» ging es um unser Verhältnis zu reichen Leuten. In «Flipper» stand das Leiden von Tieren im Zentrum. Und für «Les Promises» arbeite ich mit wenig privilegierten Mädchen zwischen 12 und 19 Jahren aus den Vororten von Marseille zusammen.

Sie haben 2018 an der Hochschule der Künste (HKB) einen Master Expanded Theater gemacht. Was hat Ihnen dieses Studium gebracht?

Ich war immer fasziniert von Theater und Performance, hatte aber kein Wissen. Was ich machte, beruhte auf Erfahrung, ich arbeitete intuitiv und hatte das Gefühl, dass alles, was ich für die Bühne machte, magisch sei. Bei Studienbeginn stürzte ich in eine Krise, weil wir alles, was wir an der HKB machten, bis ins Detail analysierten, hinterfragten, sezieren. Die Analyse zerstörte alles Geheimnis, alle Magie, so jedenfalls glaubte ich. Heute bin dankbar für alles, was ich gelernt habe. Und durch meinen Wissensbackground kann ich Magie auf der Bühne inzwischen bewusst herstellen.

Was wünschen Sie sich?

Zwei Dinge. Ich möchte den Führerschein machen. Und ich möchte einen Hund. Einen aus dem Tierheim. Tiere und ihr Verhalten faszinieren mich. Vor zwei Jahren habe ich während mehrerer Monate Hunde gefilmt, die vor Supermärkten warten. Die Reaktionen, wenn sie abgestellt oder abgeholt werden, sind unglaublich. Es sind richtige Drama-Queens.

Lässt sich Ihre Faszination fürs Tanzen in Worte fassen?

Tanzen ein paradoxer Zustand. Man ist gleichzeitig an zwei Orten. Man schlüpft aus seiner täglichen Existenz in eine andere Haut. Gleichzeitig ist man total bei sich. Körper, Geist und

Seele sind miteinander verbunden. Wenn man das von Klein auf lernt, findet man im Tanz ein Zuhause, in dem es immer noch Neues zu entdecken gibt. Ich spüre diesen Hunger, immer mehr zu wollen. Für mich ist Tanzen ein Weg, der niemals aufhört und den man niemals alleine geht.

Interview: Marianne Mühlemann